

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

S. FISCHER



Ilse Aichinger Aufruf zum Mißtrauen

Verstreute Publikationen 1946–2005

Herausgegeben von
Andreas Dittrich

S. FISCHER

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich der S. Fischer Verlag zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen.

Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt.

Weitere Informationen finden Sie unter: www.klimaneutralerverlag.de



Originalausgabe

Erschienen bei S. FISCHER

© 2021 S. Fischer Verlag GmbH,

Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-10-397086-9

Inhalt

U.S.	9
Junge Dichter	13
[Der Londoner »Verlorene Sohn«, Theater der Stephansspieler]	15
»Bitte – Stefan Zweig!«	16
Geliebter Feind!	19
Aufruf zum Mißtrauen	21
Reise nach England	23
[Hier laßt uns Hütten bauen]	32
[Gegen Abend eines Augusttages]	35
[Karl und Rosa]	38
[Der kleine Prinz]	41
[Die Erinnerungen eines kaum dreißigjährigen Trappisten]	43
Die Vögel beginnen zu singen, wenn es noch finster ist	47
Das Porträt: Richard Marmein	51
Nichts und das Boot	53
Ein Ort auf dem Märchenatlas	59
Der Taxis	60
Fragment	63
Pfingstrosen	65
Die Silbermünze	75
Rendezvous	79
Der junge Leutnant	82
Währing	87
Voralpen	88
Fort Gibson	93
Heutig	94
Jena	95

Der Schreibtisch des kleinen Michele B.	96
Stadtauswärts	97
Lesebuch (Unterstufe)	98
[Das einzige Verdienst]	99
Herbsthausen	100
Notiz	101
Die Geschwister Scholl	102
[Leserbrief zur Ulmer Hochschule]	124
An U.	125
Astronomie	126
Im Schnee	127
Zum Titelgedicht ›Pfahlfuga‹	128
Unser Kaminkehrer	129
An die Sieger im Schatten	131
Spielraum für Askese	133
[Brief an eine Schulklasse]	135
Zum Gegenstand	136
Für H. W.	141
Beyond	142
Nach Ucello	143
Zeitwert	144
Aus Dover	145
Jeanne. Szene aus einem Schauspiel	146
[Umfrage zur Bücherverbrennung 1933]	153
Pfandleihe	154
Versuch zu danken	155
Die Linien meiner Schwester	157
An Rotis	158
Es schneit	159
[Als mich Hans Werner Richter zum ersten Mal einlud]	161
Gemeinsame Heimfahrt	162
Die Marionette glaubt an ihre Einmaligkeit	163
Wissen lernen	164
Der teure Tod	166
Die bedrohliche Anhängerschar	168
[Etwas erstaunt finde ich mich in der letzten Nummer ...]	170
Die Sehnsucht der Erfindung, die Zumutung der Benennung	172

Weiter warten	174
[Als der Krieg zu Ende war]	175
Beamtenlogik	176
Das Verhalten auf sinkenden Schiffen	177
Eiskristalle. Szene aus einem Film	185
Erinnerung an Wolfgang Hildesheimer	193
Die Gruppe 47	194
[Der Ort des Gedichts wird definiert durch Schweigen]	196
17. 2. 1998	197
Der Augenblick trägt sie	199
Schlechte Tischmanieren	201
Was ich weiß	206
[In einem Gedicht spricht Ernst Jandl vom Sommer in der Stadt]	207
Der große Bluff	208
[Nicht nur der Club der toten Dichter ist dagegen]	209
[Das Nashorn ist ein edles Tier]	210
Ein Mann und seine Masken	211
Salzburg, Stadt und Land	215
Die Pokerspielerin und ihre Landschaft	218
Die glaubwürdigen Zeugen der Anklage	224
Reise in den Antisemitismus	226
An den Grenzen entlang	228
Ein federnder Metalldraht, eine andere »Toleranz«	233
Die Küche in Großmain	237
Humor	241
Ein Brief	243
Die Innenhaut der Fotografie:	
Vier Steinbrüche	247
Verschollene zwischen Prag und Wien	254
[Zu Gregor's Room III]	259
Letzte Rast im Segelwind	261
Einübung in Abschiede: Wien, vierter Juli 1939	264
Von Bleiben war nie die Rede	269
»Austrokoffer«: Die Angst vor dem Scheintod steigt	271

Schattenspiele	272
Der Dunst der Fünfzigerjahre	276
[Ein Spiel dauert 90 Minuten]	278
»Daran glauben müssen« (Günter Eich)	279
Unheilbar	281
Anhang	
Editorische Nachbemerkung	283
Bibliographische Hinweise	285
Abbildungsverzeichnis	319

U.S.

Eine kleine Geschichte von der Treue

Es steckt am Rollkragen eines himmelblauen Pullovers und glitzert rund und rätselhaft in der Sonne. Fremde meinen, das wäre ein Name: Susi Unger zum Beispiel, und mitten im Krieg dachte ein Schupo einmal, es hieße »Sowjet-Union«. Es dauerte lang, bis er begriff, daß man es in diesem Fall vor den Spitzeln der Gestapo besser verbergen würde, und es dauerte noch länger, bis er begriff, was es wirklich hieß. Denn wie soll auch ein giftgrüner Berliner verstehen, was St. Ursula für ein Wiener Kind bedeutet!

Viel mehr, als den Namen einer fremden Heiligen, die von alten, dunklen Stichen auf Schlimme und Brave herunterlächelt, viel mehr, als die Verpflichtung und den Ernst der Schule, viel mehr, als die Gedanken vorübergehender Menschen, wenn sie flüchtig sagen: »Kloster!«

Wie gesagt: – für Fremde ist das schwer verständlich!

Noch schwerer hatten es die Professoren der Oberschulen, in die man die Kinder aus dem Ursulinenkloster nach der Sperrung der Schule verwies, denn sie stießen mit ihren Lehren unentwegt auf Kritik und Widerstand. Sie haben sich oft den Kopf zerbrochen, welche Macht denn da stärker sei als alle großen Worte, bis sie eines Tages bei der Schlußkonferenz erklärten: »Diese Mädchen sind durch den Geist des Klosters verdorben. Man wird sie niemals zu richtigen Deutschen machen können.« Als wir das hörten, waren wir ungemein stolz darauf, durch »den Geist« verdorben zu sein.

Und der dicke Schupo hätte sich sicher gewundert, uns jede Woche leise und schnell durch das Klostertor schlüpfen zu sehen, denn aus seiner bisherigen Praxis war ihm wohl bekannt, daß Kinder heimlich Äpfel stehlen, doch daß man heimlich zur Religionsstunde geht, wäre ihm jedenfalls neu gewesen.

Wenn wir dann im Dämmern um den bunten Adventskranz

saßen, alte Kirchenlieder sangen und gespannt die schwere Schneelast beobachteten, die von den tiefen Fenstern in den Klosterhof herabhing, wußten wir, daß wir zu Hause waren.

Ja, vielleicht war uns die Wirklichkeit dieses Heimatgefühls nie so klar und wunderbar zu Bewußtsein gekommen wie damals mitten in der Unwirklichkeit der Verfolgung! Niemals vorher, im sonnigen kleinen Hof, in den hellen, gewölbten Klassen, auf den langen, ernsten Gängen in der Selbstverständlichkeit der Kindheit waren wir so grenzenlos dankbar gewesen.

Denn es ist mit dem alten, schönen Haus in der Johannesgasse wie mit allen geliebten und unentbehrlichen Dingen in dieser Welt: ihr wirklicher Wert wird uns erst offenbar, wenn wir sie verloren haben.

So kam es manchmal vor, daß wir in die neue fremde Schule einfach deshalb um eine halbe Stunde zu spät kamen, weil uns unser Herz fraglos und unaufhaltsam zu dem kleinen verstummten Glockenturm trieb, der gelassen und verlassen hoch oben im durchscheinenden Herbsthimmel stand wie einer, der seiner Sache viel sicherer ist, als die Schreier und Wichtigtuer tief unten in den Gassen. Dann standen wir, starrten gebannt hinauf, trommelten mit den Knöcheln den Radetzkymarsch an das ernste, verschlossene, geliebte Schultor, und die Wildesten und Schlimmsten von uns läuteten wohl auch an der Klosterpforte Sturm und rannten davon, vielleicht um ihren Schmerz und ihre Enttäuschung zu verbergen, vielleicht aus Liebe. Im Kloster war man uns nie sehr böse deshalb, denn das Kloster kennt seine Kinder besser als eine Mutter.

Wie eine Mutter hat es auch die Verfolgten, Geächteten, die aus irgendeinem Grunde nicht würdig waren, eine deutsche Schule zu besuchen, in seinen tiefen, weiten Gängen und in den wenigen

kleinen Klassen, die ihm geblieben sind, geborgen und aufgefangen. Diejenigen, die noch würdig waren, zur Schule zu gehen, haben sich aus diesem Grunde oft gewünscht, unwürdig zu sein! So aber blieb ihnen nichts anderes übrig, als mit wehen Herzen zu bemerken, daß sie nicht mehr hierher gehörten, und eine halbe Stunde später mit trotzigem Gesichtern in der neuen Schule anzulangen.

»Warum kommt ihr so spät?«

» – – weil – weil – – wir können es nicht erklären, Sie können es nicht verstehen!«

Und wir schwiegen beharrlich. Der kleine Glockenturm hatte uns etwas von seiner leichten, lächelnden Sicherheit mitgegeben. Wir bewahrten unser Geheimnis. Auch wußten diese Professoren nicht, daß die verschwiegensten Dinge die mächtigsten sind. Es wuchs dies Verschwiegene in unsren Herzen, und dieses Verschwiegene war die Treue zum kleinen Turm, die Treue zur alten Schule, die Treue zu Österreich ...

Früher, da hatten wir in Geographie Geographie gelernt, in Geschichte Geschichte und in Deutsch Deutsch. Nun lernten wir in Geographie Deutschland, in Geschichte Politik und in Deutsch Hochmut.

Manchmal wurde es uns zu bunt, manchmal durchbrachen wir das Schweigen. Als wir eines Tages hörten, daß die Jugend in den Klöstern »dumpf, unfrei und gezwungen« aufgewachsen war, stand ein blondes Mädchen auf und sagte leise, mit verträumten Augen: »Im Kloster durften wir im Sommer nach Rom fahren«, eine zweite, schon etwas lauter: »und im Frühjahr nach Salzburg!«, eine dritte zornig: »und im Winter auf Skikurs nach Mariazell!« Nun ging es los. Die Argumente wurden immer schärfer: »Im Kloster, da hatten wir lichte, hohe Klassen mit tiefen Fensternischen! Im Kloster, da hatten wir eine hellere Glocke und größere Feier-

tage! Im Kloster, da hatten wir – – –« ein sekundenlanges tiefes Aufatmen ging durch die Klasse und dann sagte irgendeine: »Heimat!«

Es ist später niemals offenbar geworden, welche das gesagt hat, aber es war jedenfalls sehr, sehr merkwürdig gewesen, dieses entweihte, tausendfach geschändete und als Propagandamittel verwendete Wort plötzlich so leise und scheu zu vernehmen!

Nachher meinte eine: »Gerade so, als ob ich die Haydn-Hymne gehört hätte, aber statt »Deutschland über alles!« »Gott mit dir, mein Österreich!«

Von da ab wurde es uns zur Gewohnheit, bei jeder Gelegenheit statt des neuen, erzwungenen Textes leise den alten, geliebten mitzusummen. Niemand ahnte damals, daß dieses leise Summen eines Tages wieder anschwellen würde zu einem großen Lied! Niemand ahnte, daß auch die Glocken vom Klosterturm, die man zuerst zum Schweigen gebracht hatte, zuletzt dann ganz abnahm, in unsren Herzen klar und laut weiter läuteten bis heute!

Vor kurzem bin ich wieder durch die Johannesgasse gegangen. Die Schulen der Ursulinen sind wieder eröffnet. Leider sind wir nun schon zu groß geworden, um uns noch einmal einschreiben zu lassen. Aber die Glocken wollen wir dem Turm zurückgeben, die wir bisher in unsren Herzen verwahrt haben. Sie dürfen nun wieder läuten für die Kinder von Wien.

[1946]

Junge Dichter

Wir sind befangen vor diesem Namen, werden meist verlegen, wenn man uns so nennt und wenden uns ab. Fast als hätte man uns eine Verpflichtung auferlegt, die wir nicht einhalten können, als hätte man etwas ausgesprochen, was eigentlich unaussprechlich ist, und wir verschließen uns. Denn das haben wir in sieben tödlichen Jahren vollendet gelernt, zu leiden und die Frucht des Erlittenen zu verbergen wie etwas sehr Kostbares. Zu schweigen und wieder zu schweigen, so lange, bis die Tiefe schmerzhaft und unaufhaltsam hervorbricht und zum Wort wird, zeugend, daß hinter allem Gesagten mächtig das Ungesagte ruht.

Nun erschrecken wir, da man uns ruft, und fragen zweifelnd: Was wollt ihr von uns?

Ältere, Reifere, Stärkere als wir sind irre geworden, sind zugrunde gegangen oder haben ihren Genius unter die Währung des Dritten Reiches gestellt und entwertet. Wie habt ihr da den Mut, uns zu vertrauen, die wir Kinder waren, als der Krieg begann, die wir am Zerrbild der Verwirrung die Wahrheit erkennen mußten, an der Maßlosigkeit das Maß, an der Kritiklosigkeit die Kritik, an dem hochmütigen Haß des Nationalismus die Liebe zu allen Menschen! Wir mußten an allem verzweifeln, ehe wir glauben durften, und alles, was wir schreiben, ist gezeugt worden im Dunkel der Verfolgung und der Verlassenheit.

Dürft ihr uns vertrauen?

Überlegt es gut!

Ja, läßt sich denn unsere große Jugend mit dem Wort Dichtung, mit diesem reifen, tiefen, erfüllten Wort auch nur vereinen, ohne lächerlich zu werden? Sind wir nicht selbst erschrocken damals, als wir es mit einem leisen Anflug von Hochmut unserem besten Freunde anvertrauten: »Ich ... schreibe nämlich«, und haben uns gleich nachher verachtet und erkannt, wie sehr wir am Anfang

stehen in unserer Eitelkeit, wie sehr wir unser ganzes Leben am Anfang stehen werden, nie zufrieden mit unserem Werk und immer wieder entflammt zu höherer Klarheit!

So sind wir gewachsen aus dem Zweifel an uns selbst, aus der Kritik und aus der Stille um unser Werk. So hat uns die ungeheure Gedankenlosigkeit dieser letzten Jahre gerufen, zu denken, so hat uns die Unmenschlichkeit, unter der wir litten wie gequälte Tiere, gerufen, alles Menschliche zu suchen und zu verdichten, so haben wir zu allererst gelernt, Menschen zu sein, bevor wir Dichter wurden.

Ihr ruft uns ans Licht!

Versteht unser Zögern!

Wird das Wort bestehen, das aus dem Dunkel gewachsen ist? Werden wir selbst bestehen als reifende Menschen? Sehnen wir uns nicht manchmal auch nach dem großen Erfolg, nach hohen Auflagen, nach Auto und Haus und Wohllieben wie die Kinder? Und haben doch im Tiefsten die große, erlittene Erkenntnis: Unsere einzige Möglichkeit liegt im Verströmen, liegt in der restlosen Hingabe, liegt im Glauben an die Menschheit!

Versteht unser Erschrecken!

Denn, was wir heute sagen, war gestern noch unsagbar!

[1946]

[Der Londoner »Verlorene Sohn«, Theater der Stephansspieler]

Es ist möglich, daß guter Wille wahr macht, wie es an irgendeiner Stelle dieses Shakespeare zugeschriebenen Dramas heißt, aber der gute Wille der Stephansspieler genügt in diesem Fall nicht, um auch warm zu machen. Denn nicht nur die erstarrten Hände und Füße der Menschen, auch das erstarrende Herz dieser Zeit verlangt nach Wärme und Berührung. Es verlangt die persönliche Auseinandersetzung, gleichgültig, ob diese Auseinandersetzung prophetisch oder aktuell, angedeutet oder offen ist. Gerade ein junges Theater hat die Verpflichtung, dieses Verlangen zu erlauschen und, soweit es in seiner Macht steht, durch das Notwendige die Not wenden zu helfen. Schweigen und horchen sollte man, bevor man spricht, und alle Schmerzen der Zeit erlitten haben, bevor man auswählt.

Das alte Thema des verlorenen Sohnes, gestaltet aus der Mentalität des englischen Mittelalters, tanzt in vielen Bildern bunt, laut und verlockend vorbei. Verlockend, schnell zu lachen und schnell zu weinen und beides sofort zu vergessen. Sicher sind da Stimmen aus der Zeit Shakespeares, die er in seinem Werk beispielgebend wie kein anderer erlauscht und verewigt hat – aber Shakespeare selbst ist das nicht.

Das Spiel ist geschlossen und sehr kindlich, das Groteske wird stark hervorgehoben. Einzelne der Spielenden wachsen durch den Versuch, sich zu vergessen, über die andern hinaus. Die übrigen genießen sich in ihren Rollen und die Gefahr des Dilettierens liegt nahe.

Inszenierung, Bühnenbilder und Kostüme werden aller Märchenhaftigkeit gerecht.

[1946]

»Bitte – Stefan Zweig!«

Es bleibt ungewiß, ob Sie diese Antwort wünschten. Diese Antwort aus Nebel und Wehen und zitternder Morgenröte, der Sie entflohen sind in ein besseres Licht, diese Antwort von uns, die wir nichts anderes waren als verzweifelte Kinder, als uns damals Ihr erstes Buch in die Hand fiel. Um ehrlich zu sein – wir nahmen es nur deshalb, weil es verboten war, wir nahmen es wie »Die seltsame Gräfin« von Edgar Wallace und »Die Brüder Raskolnikow« von Dostojewskij. Alles aus demselben Grund. Weil es verboten war. Wir wünschten, Sie würden uns diesen Beweggrund unserer Auswahl verzeihen. Aber es blieb uns damals zu Beginn des Krieges, herausgestoßen aus der begrenzten Sicherheit des Bürgerlichen, aus den Schwarzweißillustrationen unserer Jungmädchenbücher, ausgeliefert an die Macht der Gleichschaltung und den brennenden, undefinierbaren Widerstand unserer Herzen, keine andere Wahl und kein Gesichtspunkt, der reifer gewesen wäre. So wurde uns das Verbotene zum Gebotenen: »Bitte – Stefan Zweig!« Wir haben lange um Sie gebettelt damals, in der kleinen alten Leihbibliothek. »Ich hätte ihn längst verbrennen sollen«, murmelte der Bibliothekar. »Aber Sie haben es doch nicht getan?« Und dann trugen wir unseren heimlichen, vorerst nur als Verbotenes geliebten Besitz, vorsorglich in den Schultaschen versteckt, nach Hause! So wurden Sie Brennmaterial für unsere Herzen. Wir legten die abgegriffenen Bücher unter unsere Kopfpölster und schiefen darauf, schiefen in eine schwer erkämpfte Reife hinein. Dann lasen wir »Maria Stuart«. Wir lasen es im Schatten der Gestapo, die schwer und drohend den Kai beherrschte. Wir lasen »Joseph Fouché«. Und wir lasen »Maria Antoinette«! Unsere Beine baumelten über die steinerne Kaimauer in das schmutzigrüne Wasser, unsere Augen bohrten sich in die Zeilen und sahen nur flüchtig auf, um eine schwimmende Orangenschale zu verfol-

gen, die ungefähr ausdrückte, was wir suchten, Ferne, Wärme und Wunder; unsere Herzen aber zogen mit Ihnen Jahrhunderte zurück und fanden im Schoß der Zeiten das Unvergängliche: Haltung. Sie ahnten nicht, wie sehr Sie mit Ihren Gestalten auch uns gestaltet haben, wie sehr Sie die glühende Gehaltenheit der schottischen und das fast unauslöschbare Lächeln der französischen Königin, wie sehr Sie sogar das beobachtende Schweigen des schwierigen, undurchsichtigen Polizeipräsidenten in unsere unreifen, verwirrten und erstaunten Gesichter geprägt haben, wenn es darauf ankam. Wie sehr die »Fackeln der Geschichte« auch in ihrem leisen Flackern uns erwärmt und durchglüht und bewahrt haben, zu erstarren im Licht der deutschen Scheinwerfer, die unruhig und mißtrauisch über den Himmel strichen, um den Feind zu suchen. Sie fanden nicht in unsere Herzen. Sie konnten uns nicht entblößen, denn wir hatten Halt gefunden an den Sockeln der Geschichte, Halt an den bleibenden Maßstäben, Halt an den erbettelten Büchern aus der kleinen, alten Leihbibliothek!

Wir wollten Ihnen sagen, wie sehr Sie in der Selbstvernichtung Europas geistige Heimat geblieben sind, wie sehr Ihr Verantwortungsgefühl wiederum Verantwortung gezeugt hat, ja, wie sehr Sie gerade damals, als Ihr Heimweh und Ihre Erschöpfung den Höhepunkt erreicht hatten, Kraft und Heimat wurden in unseren Herzen!

Wir wollten Ihnen danken.

Dafür, daß Sie unseren suchenden Sinn geschärft und uns gelehrt haben, mitten im Tausend des Todes noch die Feinheiten und Chancen des Menschlichen zu beobachten, die vom Göttlichen zeugen. Dafür, daß Sie unseren brennenden Augen etwas von dem gültigen Leuchten der Ihren geschenkt haben. Dafür – für alles! Wir wollten einen dicken Brief schreiben, aber Sie haben

nicht darauf gewartet. Sie sind weggegangen und haben keine Adresse hinterlassen. Statt dessen das Beispiel Ihrer Haltung bis zuletzt. Sie grüßen Ihre Freunde. Das hat uns großen Mut gemacht. Vielleicht meinen Sie auch uns, Ihre jüngsten, unbekanntesten und dankbarsten Freunde. Vielleicht meinen Sie auch uns, die wir hier mit von Tränen, Staub und Pulverdampf entzündeten Augen die Morgenröte sehen und verwirrt in diese Helligkeit starren. Mit tastenden Schritten sind wir zurückgekommen aus dem Versteck der Jahrhunderte, aus der heimlichen Liebe zum Verbotenen, und unser erster Weg war die kleine, alte Leihbibliothek. Dort stehen wir nun, etwas gewachsen, etwas blaß und noch etwas unsicher, und verlangen doch laut und stolz und deutlich: »Bitte – Stefan Zweig!«, so wie die ganze noch etwas unsichere Welt heute laut und deutlich nach Menschlichkeit verlangt!

[1946]